

Malerische Streifereien im Appenzellerland

Autor(en): **Liner, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Malerische Streifereien im Appenzellerland.

Von Karl Liner, St. Gallen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit sechs Originalillustrationen und Schlußbignette von Karl Liner, St. Gallen.

Es ist Zeit, daß ich wieder in die Berge komme; ein Unfuss, im Sommer im Atelier zu bleiben, wenn man nicht muß. In vierzehn Tagen kann ich abkommen; hast du Lust, mitzumachen, so freut es mich, ich gehe an den Säntizer-See.“ So sprach ich zu meinem Freunde und Reallehrer Styr, der schon oft den Wunsch geäußert hatte, bei meinen sommerlichen Streifereien mitzutun. Der Plan wurde festgesetzt und vor allem an die nötige Ausrüstung und Verproviantierung gedacht. Letztere erlangte besondere Wichtigkeit dadurch, daß ich als ausgesprochenen Fleischesser absolut keine Milch vertragen kann, höchstens im Kaffee — ein bedauerlicher Fehler für einen längeren Aufenthalt auf der Alp. Wir nahmen denn gehörig darauf Bedacht und hatten bald das Nötige an Schinken, Konserven zc. beisammen; Kaffee, Thee, Maggispuppe, Fleischextrakt, alles war reichlich da, auch der Spiritusapparat. Dem letzteren war aber Freund Styr nicht hold, er wollte nichts von ihm wissen, sondern durchaus ein Militärkochgeschirr mitnehmen, um „selbstmässig“ abzukochen, worin er sich große Fertigkeit zutraute. Ich vertraute denn auf die letztere und ließ, obwohl mit hangen Zweifeln, den Spirituskocher daheim. Die Folgen zeigten sich nachher.

Voll beladen, denn als echte Berggänger trugen wir alles selber, fanden wir uns am frühen Morgen des 1. August am Bahnhof ein. Aller Augen ruhten auf uns, denn solche Vögel waren noch nicht gesehen worden. Auf dem Rücken Rucksack, Malkasten, Malkschirm, Feldstuhl, Reisetepich und gerollter Mantel. In einer Hand trug ich eine größere Zeichenmappe und die Leinwandrahmen, in der andern Hand den wohlverpackten, stattlichen Schinken. So 70 Pfund Gepäck pro Mann dürften es schon gewesen sein. Styr war nicht besser dran als ich. Seine

Ausrüstung brillierte namentlich durch eine knallrote Bettdecke, von der sich die glänzende „Gamelie“ kokett abhob und durch eine hölzerne italienische Weinflasche von hübschem Meißern und geräumigem Innern. Endlich waren wir so weit, daß unfertwegen der Zug abfahren konnte, und hatten als vorläufig wichtigste Aufgabe vor uns den Wagenwechsel in Winkeln. Alles

bereit gemacht zum Ausladen, dann bietet's einer dem andern heraus, aber rasch, der Zug hält nicht lang. Das ging denn auch gut, einige Hautschürfungen nicht eingerechnet. Nun schnell in den bereitstehenden Appenzellerzug — hinterster Wagen, dann ha-

ben wir Aussicht rückwärts. Also krampfhaft eingeladen, einige bekannte St. Galler Damen werden fast überrannt, Styr kommt mit meinem Malkasten in Berührung, der die Dilettanten nicht leiden kann, es fließt Blut, Gejchimpf und Gelächter. Wenn etwas auf dem schmalen Gestelle droben ist, rollt etwas anderes wieder herunter. — Wir waren ziemlich erhitzt, wie alles am Plage war und setzten uns aufatmend in den sonst leeren Wagen. Da erscholl der Ruf, „der Wage werd abgehent“. Herrgott! Rasch umladen, gleicher Betrieb wie vorhin, nur mit mehr Geräusch und mehr Zusammenstoßen, denn der jetzige Wagen war voller Passagiere. Nun, es wurde auch bewerkstelligt. Gleichwohl war noch etwas vergessen worden: das wurde rasch im Galopp geholt. Der Zug piff ab. Wir setzten uns schnaufend nieder und suchten aus unserem Gepäck das Heftpflaster hervor.

Nun fuhren wir hinein ins herrlichste Bergwetter; auf Schlangenlinien bald links, bald rechts sich neigend, schlittete uns das „Bögli“ hinein ins liebe, liebe Appenzellerland. So oft ich es erblicke, jedesmal ist die Freude neu; so grün die Wiesen, nichts als Büchel an Büchel und die Häuschen drüber gefät, sauber, wie vom Buchbinder gemacht aus weißem und buntem Glanzpapier. Eines ist beinahe wie das andere, und doch will jeder Appenzeller noch etwas „Aeges“ am Häuschen haben. Sieht man näher zu, so findet man immer ein Tenneschor, ein Giebel Fenster oder eine Hausthüre in besonders liebevoller Weise ausgestattet. Cremeserweiß, Englischrot, Schweinfurtergrün, auch Gelb und Blau sind hier in unzähligen Kombinationen anzutreffen. Es gibt einen eigentlichen appenzellischen Stil, wenn man so sagen kann. Der Appenzeller nennt das „fennisch“. Die gleiche Art des Schmuckes läßt sich verfolgen vom letzten Haus- und Hüttengerät, vom Tabaksbeutel bis zum Tenneschor und zum ganzen Bauernhaus. Der „Städler“ lacht darüber mit seinem sogenannten bessern Geschmack; er freut sich dran, aber es ist ihm doch „etwas zu bunt“, so spricht er vornehm. Schau einer aber einmal ein schönes Saumpferd an im vollen Schmuck oder ein reiches Semtum, so wird er dem Geschmack der Appenzeller volle Achtung zollen müssen. Gott sei Dank, da haben wir ein Böklein, dem vom vielen Schwarz auf Weiß noch nicht die Augen blöde geworden sind, das Farbe ertragen kann und die Farbe liebt. So oft einer eine Appenzellerin zeichnet, so hört er auch das naive Bedauern, daß es „nöd gmolet sei“. Hier oben wohnen heute die Geschlechter, Kaulbach'sche Farbenscheu ist hier herauf nicht gedungen. Was wir erst wieder anstreben, haben wir hier in naiver, unbewußter, allerdings unentwickelter Eigenart. Sieh, jetzt fängt's ja schon an, in Waldstatt rücken Schulen auf, ein buntes Föhulein voran. Die gehen auf die Hochalp und steigen ein. Mich freut's im Innern, wie ich ein Paar Bauernbuben sehe, im rote „Lütbl“, der roten Weste der Appenzeller. Wie das herausleuchtet mit den weißen Ärmeln aus dem faden „Möbischen“. Stolz trägt der frische Bub seine Farbenzier, so stolz wie der Student seine Mütze. Herrgott! ist das eine Freude, der fröhlichen Bande zuzuschauen und zuzuhören, man könnte fast einen Schulmeister beneiden. Die neckische Art des Appenzellers thut sich auf, die kleinen Grazien erwidern mit Anmut; jetzt wird gesungen und nicht mehr gerührt bis nach Urnäsch, dem Ziel der Fahrt. So ein offener Eisenbahnwagen, ein gewöhnlicher Kohlenwagen mit Bänken versehen, voller Kindergesichter im köstlichsten Sonnenlicht: ein schöner und kostbarer Transport, ein herrliches Bild. Nun sind sie ausgestiegen, wie ein Hummelnest aus dem Flugloch; diejenigen, mit denen wir uns geneckt, grüßen schelmisch und fort geht's, bergwärts.

Wir kommen nach Appenzell und Weißbad, ohne, wie wir hofften, einen Säumer aufzutreiben, dessen Pferd wir unsere Siebensachen hätten aufladen können. Wir mieteten also einen Träger und freuten uns dann am voraussichtlich letzten zivilisierten Mahl mit Tischtuch und Serviette und an der angenehmen Gesellschaft einer Anzahl der bekanntlich sehr ruhigen Zürcher, die auf den hohen Kasten wollten, wie wir bald heraus-

hatten, denn eine bildhübsche Zürcherin sprach von Zeit zu Zeit



Mit Saek und Paek. Nach einem Aquarell von Karl Liner.

mit unglaublicher Aussprache vom „hohe Chojchta“. Bald geht es frischen Mutes ans Steigen und ans Tragen. Langsam schlägt der Träger sein gleichmäßiges Tempo an. Wir suchen ihn nachzuahmen, aber unser Temperament brennt durch, und triefend kommen wir in Brüllisau an, wo uns die Kronenwirtin erstaunt nach unsern Absichten und dem Zwecke der ausgiebigen Bepackung fragt. Sie hatte bald begriffen und wurde uns der beste Ratgeber, denn sie kennt sozusagen alle Sennen bis in die hinterste Alp. Sie riet uns, in der Streckwieser Hütte am Sämtisersee uns einzumisten, teilte uns aber mit, daß der Senn wahrscheinlich nicht daheim, sondern auf der „Alpstobete“ sei, die heute auf „Soll“ abgehalten werde. Uns konnte keine frohere Botschaft treffen; wir beschloßen, zu eilen, um unsern Hausrat nach der Streckwies zu tragen, und am Abend die „Stobete“ mitzumachen. Der Weg zum Sämtisersee führt durch das sogenannte Brülltobel, wo er so lasterhaft holprig und steil wird, daß er längst glatt und eben sein müßte wie ein Spiegel, wenn man mit Seufzen und Fluchen einen Weg verbessern könnte. Aber unverdrossen marschirten wir jetzt im Tempo des Trägers in der Augusthitze bergan und vergaßen nach überwundener Paßhöhe bald die Mühseligkeiten, als uns der dunkelgrüne See zu Füßen lag und hoch darüber das fidele „Stauberenkänzeli“, ein uns gut bekannter Bergkopf, herunterzunicken schien. Stramm, beim Klänge der Gitarre, die uns die „Kronenmutter“ geliebt, rückten wir tiefer ins Thal hinein grad vor uns den Hundstein und den Altmann. Wir waren von Brüllisau wohl 2 1/2 Stunden marschirt, als wir in der Streckwiese anlangten, wo der zu Hause gebliebene Mitsenn lachen mußte, als unsere Karawane herankam. Er nahm uns freundlich auf, und wir bezogen Quartier. Styr machte große Augen, als er unsern zukünftigen Schlaßaal erblickte. Wenn man die schlüpfrige Schwelle

des Streckwieser Kuhstalles überschreitet, so befindet man sich vorerst in einem Gange von ca. 1 1/2 m Breite, der durch eine zweite innere Wand von dem eigentlichen Stalle getrennt ist. In diesem Gange befindet sich eine Bank, darauf die Sennen ihre Milchgeschirre zu stellen pflegen, daneben ist Platz für allerhand Werkzeug. In etwa 1 1/2 Mannshöhen ist die Heudiele angebracht, zu der man auf einer Leiter gelangt. Sie bietet Platz für zwei Mann, im äußersten Notfall für drei. Das war unser Bett. Um etwaigen Vergleichen mit den heimatischen Federn keine Zeit zu gönnen, fingen wir an, uns einzurichten. Nägel und Hammer aus dem Rucksack heraus! In kurzer Zeit prangten an der schwarzen Hüttenwand schmutzige, unberührte Einwandrahmen neben farbigen Studien, die ihrer Vollendung harreten — daneben fröhlich die Gitarre der Kronenmutter, eine Trompete für Signal- und Echodienst. Da war ferner das blitzblanke Küchengechirr, die Weinflasche, ein Flobertgewehr.

Große Nägel fuhren in die Wand als Träger der Rucksäcke. Die gegenüberliegende Wand mußte sämtliches Malgeräte bergen und zwar in schlauer Anordnung so, daß es dem lieben Vieh nicht erreichbar war. Jetzt noch für die besseren Flaschen ein Plätzchen, mit dem Proviant auf die Heudiele, und der Bezug der Wohnung hatte stattgefunden. Nun aber fort zur „Alpstobete“; es sind noch zwei Stunden Marsch, wir müssen eilen, wenn wir noch vor Nacht hinkommen wollen. Die bevorstehende Freude überwand die aufkeimende Müdigkeit, wir sprangen wie die Geißeln durch die in der goldigsten Abendsonne daliegenden Alpen und stiegen bei Sonnenuntergang zum Wirtshaus empor am Fuße des hohen Kasten. Da war auf der Westseite des Hauses eine geräumige Bretterbühne aufgeschlagen, an der Hauswand hockten auf einem Gestelle die Musikanten. Davor

drehten sich dichtgedrängt die blankgeputzten Paare. Die Sonne schien ganz feuerfarbig auf alles her; dahinter sah man das häuschenbeschnittene Appenzellerland, weiter hinten die St. Galler und Thurgauer Hügelreihen, goldige Lichter und blaue Schatten bis in die weite Ferne miteinander wechselnd. Als Rahmen dazu der heilige Bodensee, Reichenau, Hohentwiel, alles, was dem Ostschweizer lieb und teuer ist. Um das Haus herum und darin saßen, standen und lagen die Mädchen und Buben, lachend, spielend, trinkend, froh wie Kinder. Da war wieder das sonnige Kinderlachen der echten Innerrhoder, glücklich, wer Auge und Ohr dafür hat, es schmilzt den dichtesten Mantel städtischer Würde weg. Bald habe ich eine Bekannte entdeckt, die Marie, und damit sind wir eingeführt. Es werden Freundinnen herangeholt, das Tanzbein kommt in Schwung. Das ist aber nicht so einfach. Auf so engem Plage, Paar an Paar, können eigentlich nur Innerrhoder tanzen. Unglaublich ruhig, ohne jegliches Hüpfen wagt das dichte Gewühl durcheinander, und wenn da einer hineinkommt, der „fluggerrisch“ tanzt — so wird die städtische Art genannt —, so gibt es Unordnung, und von sanften Büßen geleitet, befindet er sich mit seiner Schönen bald außerhalb des Vergnügens. Da heißt es, sich Mühe geben, die Marie hilft mit Rat und That, und ich höre beim Vorbeikommen an zwei „Medeln“, wie eine zur andern sagt, „er has jetzt ebe no herrgottswaul“. Wenn die wüßte, wie mir das „herrgottswaul“ gethan hat! Zum „Hackbrett mit zwo Stige und dem Baß“ ist das Tanzen eine Lust, das lüpft, ganz famos ist der Taft und nimmermüde folgt ein Stück dem andern. Die Sitte erheischt, daß man mit der gleichen „Medel“ immer drei Tänze nacheinander mache, dafür sind die einzelnen nicht so lang. Aber ohne Pause und Unterbruch geht das fort, es wäre gar nicht auszuhalten, wenn es nicht so ruhig vor sich gehen würde. Auch geschrien wird wenig, das fällt mir wohlthuend auf, weniger wohlthuend, daß fast jeder Tänzer die Pfeife oder auch die brennende Zigarre schief im Maule hat. Und was für Kraut! Die Leute scheinen es als ganz besondere Kunst zu achten, während des Tanzens zu rauchen, ohne die Tänzerin zu belästigen, weder



Appenzellerin am Stieckrahmen. Bleistiftskizze von Karl Liner, St. Gallen.



In der Sennhütte Appenzell. Milchstudie von Karl Liner, St. Gallen.

durch den Rauch, noch durch das Herabfallen der Asche auf das „hoffliche Brüüchli“, das gestickte Bruststück. So heben denn die Burche den Kopf in die Höhe und seitwärts vom Schätzchen weg, um des stinkenden Straßburgers willen. Nun, es sieht wenigstens feck aus, so ein „Lindauerli“ schief im Gesicht und nachher, beim Hühne (beim Heimbegleiten) nehmen sich die Buben schon noch Zeit, ihrem Schatz in die Augen zu schauen. Styr und ich haben Hunger gekriegt und setzen uns an einen Tisch, mitten in einen Haufen der „Medel“. Wie ich meine Platz machende Nachbarin entschuldigend apostrophiere, höre ich im reinsten Hochdeutsch „bitte, bitte, sehr angenehm“. Herrgott! eine Innerrhoderin in der Tracht, die hochdeutsch spricht! Sie war in Freiburg im Breisgau gewesen, bei einem „Schöttler“ in einer Molkerei, ein Jahr lang oder so was. Also daher die Kraft. „Ja,“ sage ich, „aber wege dem chast glich no innerrhodisch.“ „Jo früüli“, meint sie, sie habe mich halt für einen Fremden gehalten. Das ärgert mich denn und ich denke bei mir, das hast du wieder deinem langen Schnauz zu verdanken, der nicht landesüblich ist und wegen dessen die kleine Emilie in Brüllisau zu mir gesagt hatte: „Wenn du e chli ab dim Schnäuзли haue thätist, denn wärtst au schöner.“ Vertraulich plaudernd überließen wir uns dem Vergnügen, das uns der familiäre Verkehr mit dem fröhlichen Volk gewährte, von Zeit zu Zeit tanzend, bis uns der Schlaf daran mahnte, daß der heutige Tag unsere Knochen genugsam in Anspruch genommen hatte, denn es war schon nach Mitternacht. Wir legten uns im obern Stocke aufs Heu, während unten die Musik in unerminderter Stärke fortfuhr. Da oben lagen schon etwa ein Duzend, darunter auch ein Pärchen. Er hatte ihr die Decke abgetreten und lag in Hemdärmeln neben ihr, trotzdem die Nacht sehr kühl war. Sie lagen so brav nebeneinander, wie zwei Kinder, im tiefsten

Schlafe. Was würde man da in St. Gallen sagen? Die Müdigkeit und der genossene Wein wiegten uns ein, und die Töne von unten klangen schwächer und schwächer in unsere Ohren. Morgens um sechs Uhr wachten wir auf, die Luft im Schlafräum weckte unsern Drang ins Freie, die Wirtsleute schliefen wie alles andere; so marschierten wir ohne Abschied ab. In der Nacht hatte es geregnet; wir patzten mit durchnähtem Schuh- und Strumpfwerk wieder dem See zu, die erste Rekognoszierung, das Motivsuchen vor uns. Das Wetter war passabel und gestattete wenigstens eine annähernde Beurteilung der Motive. Das eine Seeufer wurde genau abgesehen, das andere versprach von vornherein wenig. Wir kamen in den Wald, wo moosbewachsene Tannen, ganz voller Tannenbart und prachtvolle Bergahorne unser Entzücken bildeten, und hatten bald die günstigeren Partien heraus, indem wir unermüdetlich in dem aufgeweichten Waldboden herumkletterten, von Zeit zu Zeit auf allen Vieren. Große Freude verursacht uns ein Felsenwinkel am See, verborgen und von Tannen, Kufattich, und Farnen umgeben wie ein verwunschenes Schloß. Das gibt uns Anlaß, von Nixen und verwunschenen Prinzessinnen zu fabeln, worauf der Ort den Namen „Seeburg“ bekommt. Der tüchtige Morgenbummel hat unsern Köpfen gut gethan, ebenso dem Magen, und wir langen hungrig in Streckwies an, wo uns der nun heimgekehrte Senn ebenfalls begrüßt. Jetzt beginnt Styr seine Kocherei, während ich mich an dem Schinken vergnüge. Nach militärischer Vorschrift zog er eine Furche in den feuchten Boden, schlug zwei Plöcke ein und hing das Kochgeschirr an einen Draht zwischen dieselben. Aber das Holz wollte nicht Feuer fangen und jetzt kam das Mergste. Das waren die Kühe, Kälber und Ziegen, denen ein solches Vorgehen in der ganzen Geschichte der Alp unbekannt war. Es ist ein schweres Unrecht,

wenn man dem lieben Vieh den Vorwurf der Dummheit macht. Da oben auf der Alp, wo es Tag und Nacht im Freien ist, verleugnet es seinen gewöhnlichen Stumpfsinn und nimmt einen lebendigen Anteil an allen Ereignissen. Styr wehrte sich mit dem Stocke gegen die neugierige, alles beschnauende Schar, während ich mich am Bache wusch. Aber er wurde nicht Meister; während er Brot und Schinken in Sicherheit brachte, strampelten die Viecher auf den Mänteln und Rucksäcken herum, die etwas weiter weg lagen. Wollte er diese retten, so mußte er den Herd preisgeben. Ratlos schrie er nach mir, der ahnungslos, Schuhe und Strümpfe in der Hand, herzurannte. Das erste war, die Vierfüßler mit meinen Schuhen zu beschließen und dann mit dem Stock das Feld zu säubern, aber nur für einen Augenblick half das, das Publikum sammelte sich gleich wieder. Es ging nicht ohne beständige Wache. Mittlerweile war die Zuversicht in die Küche ins Wanken geraten. Wir sahen, daß es nicht ging. Wir beschlossen deshalb, in den großen Felsblock oberhalb der Hütte uns einen Herd zu bauen. Der Stein hatte eine Einbuchtung; wenn wir dort noch eine Herdwand bauten, so konnte es „ziehen“. Jetzt wurden Steine gesammelt. Um die Hütte hatten die Kühe den Boden zu einem zähen Brei zerstampft, der lieferte uns den Mörtel. Der Herd entstand, wir deckten die oberen Flächen mit dem dichten Moos, das auf den Steinen wuchs, und nach Verlaufe einer Stunde hatten wir ein lustiges Feuer, das uns der Wind anblies. Die Sennen, die uns bisher lächelnd zugehört, fanden die Sache ganz kommod, und es ging nicht lang, so war unsere erste Suppe fertig. „Möckertle-Suppe mit Armee-Konjerven“, lautete das Menu. Es schmeckte herrlich, und wir feierten das Ereignis mit einem halben Fläschchen Champagner, das uns ein zugewandter St. Galler noch an die Bahn gebracht hatte. Jedenfalls der erste Champagner, der da oben getrunken ward.

Nun war es Mittag geworden. Wir waren gestärkt und gingen an die Arbeit. Damit war der regelmäßige Lebenswandel eingeleitet. Der Tag ward ausgenützt bis zur Dämmerung, dann rückten wir noch mit dem Flobergetwehr aus, um



„Thue mer Bschäd“.



Künstlerheim in der Appenzeller Sennhütte.
Studie (Federzeichnung) von Karl Liner, St. Gallen.

eine Schar Wildenten zu belauern, die, etwa zwanzig Stück an der Zahl, den See bevölkerten. Die Tiere waren natürlich zu schlau, aber es verursachte uns Bewegung, und es hatte einen eigenen romantischen Reiz, in der Dämmerung am See herumzulungern. Als wir heimkehrten, fanden wir schon die Wohlthaten des von der Kronenwirtin geleiteten Postdienstes vor. Sie gab jeweils das Ginetrossene den zufälligen Passanten mit, und die Einrichtung funktionierte auch in der Folge ganz famos. Es ging uns nie etwas verloren, gewiß ein gutes Zeugnis für diese Bergbewohner. Es war vor einigen Tagen Andrée aufgestiegen, und wir interessierten uns fieberhaft für den Kühnen. Unser Warten auf Nachricht sollte dann allerdings leider umsonst sein. Auch die Sennen genossen die Neuigkeiten mit, es gefiel ihnen offenbar, daß in die Streckwies ein ganz neues Stück Welt gekommen war. Aber am meisten imponierte ihnen eine Postkarte, die uns ein Bekannter in griechischen Lettern geschrieben hatte. Als wir sie mit unsäglicher Mühe entzifferten, meinte ein Senn zum andern: „I gab o no tuufig

Franko, i chönt das lese.“ Ich gäbe keine 100 darum. Heute abend fehlte uns die Luft zum Kochen. Wir hatten ja Butterbrot und Schinken, dazu Cognac mit Ei, das genügt. Vor der Hütte schlug Styr noch eine Weile die Gitarre, sang ein schönes Lied nach dem andern, dann trochen wir aufs Heu, unter unsere Decken. Lange ging's, bis wir unsere Häupter bequem gebettet hatten und lange, bis unsere Müdigkeit das Ungewohnte überwunden hatte. Da wir direkt unter dem Dache lagen, bekam Styr Alpdriicken, wollte fliehen und wäre beinahe von der Heudiele heruntergefallen. Auch ich war anfangs unruhig, fuhr dabei aber mit dem Kopf an einen Dachsparren, daß ich mich nachher der möglichsten Stabilität besaß. Wir waren froh,

zeitig herauszukriechen, sehr erquickt waren wir nicht. Dazu der Heuftaub! Der erste Weg ging zum Bach. Das war dann ein Genuß, in dem eiskalten Wasser Füße und Oberkörper zu waschen. Wir thaten das denn auch künftig täglich 2—3mal, und ich schreibe es diesem Umstande zu, daß wir uns nie erkälteren, trotzdem wir oft den ganzen Tag in nassen Strümpfen stecken oder in durchnässten Kleidern. Als wir unsern Morgenkaffee kochen wollten, fanden wir den Herd gründlich demolirt; die Röhre hatten ihre Neugierde befriedigt. Wir halsen uns dagegen in der Zukunft, indem wir abends einen schweren Stein über das Herdloch legten. Trotz der Bauerei konnte ich morgens um sieben Uhr nach meinem Hauptmotiv abreißen. Als ich um vier Uhr abends wieder nach Hause kam, war ich hungrig und müde, aber die Stunde am Herd in der herrlichen abendlichen Bergwelt hätte Tote erwecken können, so schön war das. Abends wurde gezeichnet und gemalt, Styr ging auf die Jagd, zuletzt wurde Trompete geblasen, gesungen und Gitarre gespielt. So gingen die Tage hin, nun mit planmäßiger Einteilung der Zeit. Wir frohen jeden Abend mit der Genugthuung ins Bett, unserm lieben Herrgott, dem großen Malermeister, wieder etwas von seinen Geheimnissen abgeläuscht zu haben. Willkommene Abwechslung brachte uns die Ankunft eines lieben Freundes, der, in der Kochkunst sehr bewandert, uns während fünf Tagen diese Sorge ganz abnahm. Zum guten Schluß seiner Thätigkeit übergab mir ihm zwei Prachtexemplare von Seeforellen aus dem Säntisersee, die wir von dem Fischer erworben hatten. Es war schon Nachtzeit, als er sie in Butter buck und auf den genialen Gedanken kam, sie mit Fleischextrakt zu würzen. Bei der Dunkelheit war das richtige Maß schwer zu finden, und der Geschmack des reichlichen Fleischextraktes war so widerlich, daß meine beiden Kollegen nichts mehr von den Fischen wissen wollten. Ich aber war erst heimgekommen, hatte einen Riesenhunger und aß trotz allem den größten Teil auf, ohne weitere Folgen als einen entsprechenden Durst. Dem Koch wurde dann beim Abschied ein künstlerisch ausgeführtes Diplom zu teil, mit gebührender Würdigung des Fleischextraktes. Fröhlich unterbrach unsere Arbeit auch eine Alpstubete auf dem hohen Kasten. Sie wurde dann zwar verregnet, weshalb wir zeitig nach Brülisau wanderten, zur Kronenmutter, um wieder einmal in einem guten Bette zu schlafen, eine unjägliche Wonne für uns. Am andern Tage zogen wir mit frischgefüllter Weinflasche wieder „heim“, nach der Streckwies. Unterwegs ging aber die Stimmung so hoch, daß die Flasche leer war, als wir daheim anlangten. Wir taugten nicht mehr zur Arbeit und beschloßen, an den Fählensee zu gehen, um Edelweiß zu suchen; der Senn hatte uns eine Stelle mit solchen bezeichnet. Als wir heimkamen, hatte jeder von uns einen Strauß von ca. 50 Stück schöner, zum Teil seltener Exemplare, die ersten in unserem Leben. Andern Tages sagten wir uns zwar, daß wir mit ganz nüchternem Kopfe den Gang nicht gethan hätten. Einige Tage drauf war ich an einer Abendstimmung, als vom See her Styr meinen Namen rief. Wie ich herunterkam, erfuhr ich, daß er mit Glück auf der Entenjagd gewesen war, draußen, etwa zwanzig Meter vom Ufer weg schwamm eine, tot. Wir waren beide sehr aufgeregt über das unversehene, halb ungewollte Jagdglück und sahen ein, daß die Sache müsse geheim gehalten werden. Wir warteten die Nacht ab, dann mußte ich, als dessen nicht ganz ungewohnt, in den kalten See hinausschwimmen. Styr, stolz wie ein Baron, nahm die apportierte Beute in Empfang

und half mich rasch ankleiden, um eine Erkältung zu vermeiden. Dann rannten wir heim, holten eine Kerze und setzten uns da, wo uns niemand sah, an den Bach, die brennende Kerze im Grase, wohlweislich unterhalb der Brücke, damit die Federn direkt dem See zutrieben. Die Ente war jung, fett und leicht zu rupfen, und wir herabschlagten wie weiland May und Moritz, nun die Ausrede, die unsere schwarze That bemänteln sollte. Wir hatten auf den andern Tag den Besuch einer Partie im Weißbad weilender St. Galler in Sicht. Deshalb beschloßen wir, die Ente in der „Gamelle“ zu verstecken und andern Tages den Sennen als ein von den St. Gallern gebrachtes „Güggeli“ vorzustellen. So wurde es gemacht. Unsern Gästen gefiel es gut im Hôtel Streckwies, wozu allerdings der prachtvolle Tag viel beitrug. Aber auch unsere Bewirtung fiel gut aus, dafür erfuhren Probian und Keller willkommene Bereicherung. Während dieses Aufenthaltes ereignete sich eine drollige Szene. Wir hatten eine Kuh, die uns beim Kochen, beim Essen und beim Arbeiten unermüdet mit ihrer Liebenswürdigkeit verfolgte, „Frau Huber“ getauft und mit ihr manch drolliges Gespräch geführt. Davon hatte auch die Kronenmutter durch die Sennen gehört und das den Gästen aus dem Weißbad erzählt. Die „Frau Huber“ war aber offenbar nicht von allen richtig aufgefaßt worden, denn eine Dame fragte den Senn nach seiner Frau, der „Frau Huber“. Unter dem Gelächter der Gesellschaft erteilte dann der biedere Alpenknebe der Dame die nötige Aufklärung. Abends brietern wir dann unsere Ente, indem wir sie einfach an den Bügstock steckten und im eigenen Fett schmorten. Das Feuer schlug allemal hell auf, wenn das Fett in dasselbe heruntertropfte. Mit einer Flasche Müdesheimer begossen, schmeckte der Braten nicht übel. Das Abenteurer mit der Ente verursachte uns viel Spaß und einen königlichen Genuß. Hoffentlich ist uns die hohe Regierung von Innerrhoden gnädig; wir wollen es nicht wieder thun und dem Ländchen den Verlust reichlich einbringen.

So, mit Arbeit und Vergnügen, liefen die Tage rasch ab. Als das Regenwetter sich einstellte und der Reiz der Neuheit geschwunden war, begann Styr sich wieder nach geregelten Verhältnissen zu sehnen und zog ab. Es war ein trüber Tag, als ich dann allein in der Hütte saß und dem Windfadenregen draußen zusah, während Styr in der Sündflut durch das Brülltobel abstieg.

Die Arbeit überwand bald das Gefühl des Alleinseins. Ich hatte im Sinn, noch eine bis zwei Wochen allein zu hauen, als mich nach einigen Tagen ein unausschiebbarer Auftrag nach der Insel Reichenau rief. Zum Abschied von den mir so lieb gewordenen Bergen bestieg ich noch den hohen Kasten, nachdem der Abschied von den Sennen ein herzlicher gewesen war. Es war ein jäher Wechsel zwischen der rauhen Bergwelt und dem sanft gewellten, von Nebel und üppigem Gemüse bewachsenen Boden der reichen Au, von dem klaren Schneewasser des Säntisersees zu den milden Fluten des Bodensees.

Hier unten erst empfand ich, wie das Bergleben mich gestärkt und gekräftigt hatte, nachdem vorher meine Nerven etwas mitgenommen gewesen. Es war mir ein unabweisbares Bedürfnis, den ruhigen Lebenswandel auf der Insel durch einen Kampf mit den Wellen von Zeit zu Zeit etwas zu beleben. Ich möchte denjenigen, denen das gewöhnliche Kurleben zu langweilig ist, raten, sich an unserer kleinen Expedition ein Beispiel zu nehmen, die Mehrausgabe an Strapazen lohnt sich reichlich.

